



Der Tag, der nicht enden will

Der Angriffsplan der Hamas. Die Fehler der israelischen Armee. Die Massaker in den Kibbuzim. Und ein Mann, der zum Helden wird. Eine Rekonstruktion des 7. Oktober 2023

Von **Kai Biermann, Lea Frehse, Astrid Geisler, Luisa Hommerich, Paul Middelhoff, Yassin Musharbash, Karsten Polke-Majewski, Holger Stark, Martín Steinhagen, Sascha Venohr, Fritz Zimmermann**, DIE ZEIT, 01.02.2024

Es ist noch dunkel am frühen Morgen des 7. Oktober, als im Gazastreifen Männer durch die Straßen laufen und an Türen klopfen. Es sind die Häuser und Wohnungen von Hamas-Kommandeuren, manche von ihnen schlafen noch.

Die Männer sind Kuriere. Als Erstes kontaktieren sie die Befehlshaber von Bataillonen, die jeweils etwa hundert Kämpfer unter sich haben. Dann die Anführer kleinerer Einheiten. Ihre Botschaft ist kurz: Sie nennen verschiedene Sammelpunkte, allesamt in der Nähe des 65 Kilometer langen Zaunes, der den Gazastreifen von Israel trennt. Dort sollen sich die Kommandeure einfinden, noch vor Sonnenaufgang, gemeinsam mit ihren Leuten. Einen Grund nennen die Kuriere nicht.

All dies werden Beteiligte später in Verhören des israelischen Geheimdienstes beschreiben.

Warum sie zusammengerufen werden, erfahren die Kämpfer erst, als sie wenig später beisammenstehen, etwa 3.000 sind es vermutlich. Jetzt hören sie, dass dies kein Training ist, kein Probealarm, sondern dass dieser 7. Oktober der Tag ist, auf den sich die Hamas jahrelang vorbereitet hat. Der Tag des großen Angriffs, der Ernstfall.

Es ist jetzt ungefähr sechs Uhr, die Dämmerung hat eingesetzt.

Die Hamas hat alles getan, um den Aufmarsch geheim zu halten. Deshalb die Kuriere, obwohl sie viel langsamer sind als Handynachrichten. Der israelische Geheimdienst bemerkt zwar, dass im Gazastreifen etwas Auffälliges vor sich geht,



registriert Bewegungen, vermutet aber, dass es sich um eine Übung handelt. Die Beobachtung bleibt folgenlos.

Manche Hamas-Leute haben Schutzwesten übergezogen, andere tragen Uniformhemden, wieder andere haben T-Shirts und Cargohosen an. Waffen werden ausgegeben, Schnellfeuergewehre, Handgranaten, Raketenwerfer. Die Männer steigen in Geländewagen und auf Motorräder. Die Kommandeure erhalten ihre Befehle. Die Einheiten sollen israelische Militärstützpunkte nahe der Grenze stürmen, sie sollen Straßen besetzen, um der israelischen Armee die Wege abzuschneiden, und Kibbuzim und Dörfer überfallen. Landkarten werden verteilt, Satellitenbilder mit Symbolen darauf. Einige Terroristen machen sich Notizen, etwa über Standorte von Überwachungskameras.

Die Motoren starten.

Der 7. Oktober 2023 war der dunkelste Tag in der Geschichte des Staates Israel. Der tödlichste Tag für Jüdinnen und Juden seit dem Ende der Shoah. Ein Tag voller Schrecken und Schmerz, der alle Bemühungen um Frieden zwischen Israelis und Palästinensern um Jahre zurückgeworfen hat. Der Terrorangriff der Hamas hat den Krieg im Gazastreifen ausgelöst, mit Zehntausenden Toten, und womöglich, das ist noch nicht absehbar, wird er zu weiteren Kriegen in der Region führen, einem Feldzug Israels gegen die Hisbollah-Miliz im Libanon etwa, vielleicht gar zu einem Flächenbrand, der auch den Iran erfasst, den wichtigsten Unterstützer der Hamas und der Hisbollah.

Es war das Versprechen jeder israelischen Regierung, dass ein solcher Tag niemals kommen werde. Dass der Staat Israel ein sicherer Ort für Jüdinnen und Juden sei, egal, was geschehe. Am 7. Oktober hat sich dieses Versprechen aufgelöst.

Bis heute hat Israel keine offizielle Untersuchung der Ereignisse vorgelegt. Keine Analyse des Angriffs der Hamas, keine umfassende Aufarbeitung der Versäumnisse der eigenen Sicherheitsbehörden und des eigenen Militärs. Ob und wann es dazu kommen wird, ist offen. Premierminister Benjamin Netanjahu zeigt wenig Interesse, mögliche Fehler seiner Regierung aufzuklären.



Dennoch lässt sich der Ablauf dieses Tages nacherzählen. Ein Team der ZEIT hat rekonstruiert, was passierte. Dieses Dossier stützt sich auf Gespräche mit Überlebenden und Informanten, auf vertrauliche Dokumente und Recherchen in sozialen Netzwerken, auf Satellitenbilder, Videos, Propagandamaterial der Hamas und Informationen internationaler Medien. So ergibt sich ein detailliertes Bild des Tages, den Israelis heute als »Schwarzen Samstag« bezeichnen.

Gaza

6.22 Uhr: Vom Gazastreifen aus feuert die Hamas in kurzer Zeit mehr als 3.000 Raketen ab, so viele wie nie zuvor. Die meisten werden von der israelischen Abwehr abgefangen. Ihr Hauptziel erreicht die Hamas trotzdem: Der Geschosshagel soll ablenken von dem, was am Zaun passiert.

Terroristen attackieren die Grenzanlagen. Sechs Meter hoch ist der Zaun, in regelmäßigen Abständen ragen Wachtürme mit ferngesteuerten Maschinengewehren in die Höhe, die auf jeden schießen können, der sich israelischem Gebiet nähert.

Mithilfe von Drohnen wirft die Hamas Granaten auf die Türme und schaltet so Kameras und Sensoren aus. Sprengladungen reißen Löcher in den Zaun. Bulldozer drücken Stangen und Streben zu Boden. Einige Männer starten motorisierte Gleitschirme und überfliegen die Grenze. Sie sollen Granaten abwerfen und Informationen aus der Luft liefern. Andere steigen im Nordwesten des Gazastreifens in Schlauchboote und machen sich über das Meer auf den Weg nach Israel.

6.30 Uhr: Die Hamas verkündet über den Messengerdienst Telegram den Beginn ihrer Operation »Al-Aksa-Flut«. In einer Audiobotschaft heißt es: »Wir haben entschieden, dem Verbrechen der Besatzung ein Ende zu bereiten.«

An fast 30 Stellen hat die Hamas den Zaun aufgesprengt. Die Terroristen sind jetzt auf dem Weg. In der Luft, zu Wasser und am Boden, in Autos, auf Mopeds und zu Fuß.

Zwei der Männer, die an diesem Tag Israel angreifen, sind Hassan Surob und Dschihad Hamaida.



Hassan Surob, 21, ein jugenhaft wirkender Mann mit Kinnbärtchen, studiert Krankenpflege an der Al-Aksa-Universität in Gaza-Stadt, er stammt aus Rafah im Süden des Gazastreifens. Die Hamas setzt ihn als Sanitäter ein. Auf seinen Profilen auf Facebook und Instagram finden sich etliche Selfies, mal trägt er Polohemd, mal Sanitäterkittel. Oft verbreitet er religiöse Sinnsprüche, etwa: »Die Gerechten wetteifern darin, für den Propheten zu beten, sei einer von ihnen.« Viele Posts dekoriert er mit Emojis: Herzchen, Blüten, Glitzer. Beziehungsstatus: Single.

Über seine Hamas-Mitgliedschaft schreibt Hassan Surob nichts. Aber zwischen den kitschigen Bildern und kurzen Texten tauchen immer wieder Fotos auf, die seinen Onkel Nasmi Surob zeigen. Dieser war nach Angaben der israelischen Armee ein Hamas-Kommandeur, der vor Jahren ein Wohnhaus als Kommandozentrale nutzte. Im August 2014 beschoss die Armee das Haus und tötete 15 Mitglieder der Familie. Hassan Surobs Onkel starb ebenfalls, aber womöglich bei einem anderen Militäreinsatz.

Hassan Surob war damals 12 Jahre alt. Einige Monate danach postete er auf seiner Facebook-Seite erstmals ein Bild seines Onkels – in Tarnkleidung. Später verbreitete er Hamas-Propaganda, wofür er Likes von der Verwandtschaft bekam.

Im Dezember 2021 schrieb er auf Facebook: »Gott, vergib mir, was vergangen ist, und schenke mir Erfolg bei allem, was du liebst.«

Auch Dschihad Hamaida hat einen »Märtyrer« in der Familie. Nach Recherchen der ZEIT zeigt ihn ein Foto aus dem Sommer 2018 in einem Zug trauernder Männer in einer engen Gasse im Gazastreifen. Auf einer Bahre tragen sie den Leichnam eines Mannes, eingehüllt in die grüne Fahne der Hamas: Mohammed Hamaida, 24, der während einer Demonstration von israelischen Sicherheitskräften erschossen wurde. Höchstwahrscheinlich war er Dschihad Hamaidas Bruder.

Was sich über die Biografien von Hassan Surob und Dschihad Hamaida herausfinden lässt, trifft so oder ähnlich auf viele Terroristen des 7. Oktober zu. Oft entstammen sie Familien, die der Hamas seit Jahren, manchmal Jahrzehnten, eng verbunden sind. Schon als Kinder wurden sie ideologisch geschult und an Waffen ausgebildet für den Kampf gegen Israel.



Dschihad Hamaida und Hassan Surob werden den 7. Oktober überleben, aber von der israelischen Armee festgenommen werden. Im Verhör wird Dschihad Hamaida sagen: »Der Befehl in Hinblick auf Zivilisten lautete, die Männer zu töten.«

Das passt zu schriftlichen Anweisungen, die an diesem Morgen an Hamas-Kommandeure ausgegeben werden und der ZEIT vorliegen. Auszüge daraus:

»Mission: Angriff auf den Kibbuz Sa'ad mit dem Ziel, die Kontrolle zu gewinnen, so schwere Verluste wie möglich herbeizuführen und Geiseln zu nehmen; außerdem Sicherung der Straße 232.«

»Tötet jeden, der eine Gefahr darstellt oder euch ablenkt.«

»Nehmt Soldaten und Zivilisten gefangen.«

»Sammelt Geiseln im Speiseraum, und bereitet den Transport von einigen von ihnen nach Gaza vor.«

6.39 Uhr: Über dem Gazastreifen geht die Sonne auf.

Militärbasis Nahal Os

Am Morgen des 7. Oktober wacht der Feldwebel Oscher Pardo gegen 6.20 Uhr auf, weil er Druck auf der Blase spürt. Die meisten seiner Kameraden schlafen noch. Über der Kaserne liegt Stille.

Während Oscher Pardo, 20, auf der Toilette ist, hört er in der Ferne eine Explosion, dann noch eine. Das Übliche, denkt Pardo. So wird er es später erzählen. Er ist seit zwei Jahren in Nahal Os stationiert, etwa 700 Meter vom Gazastreifen entfernt, die Hamas feuert regelmäßig Raketen in Richtung Israel, Pardo kennt das.

Aber diesmal hören die Explosionen nicht auf. Und sie kommen näher und näher. Oscher Pardo hastet zurück in den Schlafcontainer, um die anderen zu wecken, dann greift er Hose, Handy und Gewehr und rennt, ohne Schuhe und mit nacktem Oberkörper, weiter in den Bunker, einen weiß getünchten Betonwürfel, direkt an der Außenmauer der Kaserne.

Die Militärbasis Nahal Os ist nicht sehr groß, nur etwa 400 Meter lang und 200 Meter breit, sie besteht aus Wohn- und Schlafcontainern, Bürobaracken und einer



kleinen Halle mit Wellblechdach. Die Fahrwege sind überzogen mit Wüstensand, die wenigen Palmen eher grau als grün, in einer Ecke ist ein Basketballfeld.

Normalerweise befinden sich hier knapp 200 Soldatinnen und Soldaten, ihr Auftrag: die Grenze sichern. Jeden Morgen, noch in der Dämmerung, kontrolliert eine Patrouille den Zaun. Doch an diesem Tag sind nur etwa 80 Männer und Frauen in der Kaserne, von denen gerade einmal 25 für den Kampf ausgebildet sind. Der Rest ist wegen des jüdischen Feiertags Simchat Tora bei ihren Familien. Die Patrouillenfahrt ist deshalb ausgefallen.

Kaum hat Oscher Pardo den Bunker erreicht, hört er von draußen Schüsse von Schnellfeuerwaffen, Einschläge von Granaten. Die Angreifer sind in die Kaserne eingedrungen. In der Luft summen Drohnen. Eine kreist über dem Parkplatz vor dem Bunker, auf dem Militärfahrzeuge stehen. Hinter einem Kleinbus haben sich drei Soldaten verschanzt. Aus der Drohne wird eine Granate ausgeklinkt, sie detoniert und verletzt einen der Soldaten schwer. Die beiden anderen zerren ihn über den Asphalt hinter ein anderes Fahrzeug. Schüsse peitschen. Pardo hört im Bunker ihre Rufe: »Helft uns, helft uns!« Der Verletzte ist der Kommandeur des Bataillons, der ranghöchste Soldat in der Kaserne.

Im Bunker sind sie inzwischen zu sechst. Sie öffnen die Tür. Einer der Soldaten sprintet hinaus und hievt sich den Kommandeur über die Schultern, Oscher Pardo läuft ihm hinterher. Eine Gruppe von Terroristen taucht auf. Wieder Schüsse. Einer der Angreifer fällt. Die Soldaten schaffen es zurück in den Bunker. Dort lehnen sie den Kommandeur an die Wand. Er ist am Kopf getroffen und nur halb bei Bewusstsein. Sie verbinden ihm die Wunde und tupfen ihm Blut aus dem Mund, damit er nicht erstickt. Mehr können sie nicht tun.

In der Kaserne ist auch die Einheit eines Aufklärungskorps stationiert. Ihre Aufgabe besteht darin, in einem fensterlosen Raum auf Monitoren die Kamerabilder vom Grenzzaun zu überwachen und im Alarmfall die Maschinengewehre auf den Wachtürmen abzufeuern. Die Einheit besteht aus zwei Dutzend Frauen. Denn Frauen, so heißt es im israelischen Militär, seien die besseren Beobachterinnen. Die Soldatinnen in Nahal Os sind bekannt in Israel. Man nennt sie »die Augen der Armee«.



Tatsächlich registrierten die Soldatinnen schon mindestens drei Monate zuvor, dass etwas nicht stimmte. Sie nahmen wahr, wie Palästinenser jenseits des Zaunes etwas in der Erde vergruben, zunächst nur vereinzelt, dann häufiger und an verschiedenen Stellen. Auch Sprengungen von zuvor eigens aufgebauten Zaunteilen beobachteten sie, zuletzt fast täglich, offenbar Übungen. So werden es zwei der überlebenden Soldatinnen später im israelischen Fernsehen erzählen. Sie hätten diese Informationen weitergegeben, seien aber ignoriert worden. Das seien nur Bauern, habe ihr Vorgesetzter gesagt, alles normal.

Als die Hamas-Einheiten die Basis erreichen, treiben sie die unbewaffneten Soldatinnen in die Halle mit dem Wellblechdach. Die Frauen sind zum Teil noch in Schlafanzügen, in T-Shirts und gepunkteten Shorts. Sie kauern sich zusammen, einige weinen. Die Terroristen erschießen 15 von ihnen, sechs verschleppen sie als Geiseln in den Gazastreifen, nur drei entgehen der Hamas, versteckt unter ihren toten Kameradinnen.

Im Bunker tippt der Feldwebel Oscher Pardo Nachrichten in sein Handy.

8.00 Uhr: »Mom, ich liebe Dich für immer.«

8.15 Uhr, an seine Freunde: »Ich liebe Euch, Jungs, Ihr seid die Besten.«

10.00 Uhr, an seinen Bruder: »Ich bin noch nicht so weit, zu sterben.«

10.30 Uhr, an seinen ehemaligen Kommandeur: »Wir brauchen Luftunterstützung.«

Dazwischen hört Oscher Pardo immer wieder Schreie von draußen, manche von den Männern der Hamas, manche von seinen Kameraden – fünfzig von ihnen werden in den Kämpfen fallen. Der schwer verletzte Kommandeur überlebt, nach mehreren Wochen im Koma.

Erst nach neun Stunden, gegen 15 Uhr, wird Oscher Pardo von der israelischen Armee aus dem Bunker befreit. Er sieht noch, wie die Flagge der Hamas über der Kaserne weht, dann wird er ausgeflogen.

Kibbuz Nahal Os



Um 6.30 Uhr reißen Sirenen Nikita Soumrov, 29, und seine Frau aus dem Schlaf. Luftalarm. Die beiden leben mit ihrem fünfjährigen Sohn Aviv in einem Haus im Kibbuz Nahal Os, nur wenige Hundert Meter neben der Militärbasis. Der Kibbuz wurde vor genau 70 Jahren gegründet. Am Abend dieses 7. Oktober soll deshalb ein Fest stattfinden. Am Schwimmbad ist schon eine Bühne aufgebaut, Hunderte Besucher werden erwartet, der kleine Aviv hat mit anderen Kindern einen Tanz eingeübt, den sie vorführen wollen.

Nikita Soumrov und seine Frau springen aus dem Bett und laufen zum Sicherheitsraum. Jedes Haus im Kibbuz verfügt über so einen Raum. Er hat verstärkte Wände, die Raketen standhalten, und eine Metallblende, die man vor das Fenster ziehen kann, damit keine Splitter hindurchkommen. Die Soumrovs haben ihren Sicherheitsraum zum Kinderzimmer gemacht, weil es einfacher ist, bei Alarm dort hinzulaufen, als erst Aviv zu holen.

Es ist 6.45 Uhr, als Nikita Soumrov in nächster Nähe Schüsse hört, so wird er sich später erinnern. Sie kommen aus einem Schnellfeuergewehr, als Reservist der Armee kann er das am Klang erkennen. Soumrov verriegelt die Türen, fährt die Jalousien herunter, schaltet die Klimaanlage aus. Es soll aussehen, als sei niemand im Haus. Er holt noch schnell ein notdürftiges Frühstück für Aviv, ein Glas Wasser, einen Joghurt, einen Donut, dann rennt er zurück in den Schutzraum. Es sind jetzt Einschläge von Panzerabwehrraketen und Granaten zu hören, auch sie sind ganz nah.

Auf Soumrovs Handy ploppen Nachrichten auf. Der Gruppenchat der Kibbuzbewohner. »Hier sind Terroristen«, schreibt einer. »Wo ist die Armee?«, fragt ein anderer. Um 7.19 Uhr schreibt die Frau des Sicherheitsbeauftragten des Kibbuz: »Wer auch immer eine Waffe hat, wir brauchen euch, helft uns.«

Dann wieder Schüsse. Explosionen. Später wird ein Bewohner des Kibbuz, der gegen die Angreifer kämpfte, schätzen, dass mindestens 50 Terroristen den Kibbuz gestürmt haben. Sie liefern sich Feuergefechte mit Spezialkräften der Polizei, elf Männern, die hier zufällig übernachtet haben. Viele Angreifer und ein Polizist kommen ums Leben.



Neue Nachrichten im Chat, der zu einem Tagebuch des Grauens wird. Terroristen dringen in Häuser ein, die Bewohner betteln darum, jemand möge ihnen zu Hilfe kommen. Ein Verantwortlicher des Kibbuz leitet die Nachrichten an die Armee und die Polizei weiter, anfangs erhält er noch Antworten, nach zehn Uhr nicht mehr. Warum, ist unklar.

Im Sicherheitsraum ist es dunkel und stickig, die Hitze ist mit ausgeschalteter Klimaanlage kaum auszuhalten. Nikita Soumrov und seine Frau halten abwechselnd die Türklinke fest, in der Hoffnung, dadurch verhindern zu können, dass jemand von außen die Tür öffnet. Der Raum lässt sich nicht abschließen, er ist darauf ausgelegt, Schutz gegen Raketen zu bieten, nicht gegen bewaffnete Angreifer. Soumrov erklärt seinem Sohn Aviv, da draußen seien böse Menschen.

Auf Facebook bekommt Soumrov ein Video vom Account der Nachbarin angezeigt. Die Männer der Hamas haben sich die Zugangsdaten erpresst und streamen live. Soumrov und seine Frau sehen, wie die Nachbarsfamilie am Boden kniet. Sie sehen die blutigen Hände des Vaters, kurz zuvor haben die Angreifer die Tochter erschossen.

Nikita Soumrov, so wird er es später erzählen, geht jetzt davon aus, dass er und seine Frau den Tag nicht überleben werden. Aber vielleicht können sie ihren Sohn retten, ihn irgendwo verstecken? Im Schrank? Im Bettkasten? Sie entscheiden sich für den Schrank. Egal, was du hörst, sagen sie ihm, egal, was passiert, bleib im Schrank und sei leise!

Um etwa 12.30 Uhr fällt das Mobilfunknetz aus. Es heißt, das Militär habe es mit Absicht unterbrochen, um die Kommunikation der Hamas lahmzulegen. Von nun an bekommen Nikita Soumrov und seine Frau keine Nachrichten mehr, was draußen geschieht, im Sicherheitsraum haben sie auch kein WLAN. Da sind nur noch die Geräusche, die zu ihnen hereindringen. Die Schüsse, die Explosionen, die Schreie.

Im Kibbuz sind mehrere Überwachungskameras installiert. Ihre Bilder werden später zeigen, dass im Laufe des Vormittags immer mehr Menschen aus dem nur 700 Meter entfernten Gazastreifen herübergelaufen kommen. Keine Kämpfer, sondern Zivilisten, sogar Kinder und Jugendliche. Sie laufen in die Häuser, deren Bewohner tot



oder verschleppt oder noch in den Sicherheitsräumen sind, und nehmen mit, was sie brauchen können. Laptops, Schmuck, Bargeld, Mopeds, Fahrräder.

Gegen 13.30 Uhr kommen die ersten Soldaten der israelischen Armee in den Kibbuz. Sie liefern sich Gefechte mit den verbliebenen Hamas-Männern. Straße für Straße rücken die Soldaten vor, Haus für Haus.

Gegen 17 Uhr, nach mehr als zehn Stunden, retten sie Nikita Soumrov und seine Familie. 15 Bewohner haben die Terroristen getötet, fünf weitere als Geiseln verschleppt.

Der Plan

Der Hamas-Kommandeur, der die Angriffe auf die Militärbasis Nahal Os und den nahe gelegenen Kibbuz befehligt, heißt Wissam Farhat. Während seine Kämpfer am Morgen durch den Zaun auf israelisches Gebiet vorgedrungen sind, ist er im Gazastreifen geblieben. Seine Anweisungen erteilt er per Telefon.

Farhat, ein 50 Jahre alter Mann mit Halbglatze und getrimmtem Vollbart, entstammt dem, was man in Israel den »Terror-Adel« von Gaza nennt. Farhat begreift sein Leben als Kampf gegen Israel. Schon 1995, mit Anfang zwanzig, nahm ihn die israelische Armee fest. Farhat war damals mutmaßlich auf dem Weg zu einem Selbstmordattentat. Rund zehn Jahre saß er in Israel in Haft. In dieser Zeit starben drei seiner Brüder. Der erste wurde von Soldaten erschossen, nachdem er fünf Israelis ermordet hatte. Der zweite kam beim Bau einer Drohne um. Den dritten tötete ebenfalls die israelische Armee.

Mariam Farhat, die Mutter der Brüder, ist im Gazastreifen eine Berühmtheit, bekannt als »Mutter der Märtyrer«. Im Jahr 2006 zog sie für die Hamas ins palästinensische Parlament ein. Als sie vor neun Jahren starb, nahmen hohe Hamas-Funktionäre an der Beisetzung teil, ins Grab legte man ihr eine Kalaschnikow.

Der Aufstieg ihres Sohnes Wissam Farhat innerhalb der Hamas begann, nachdem er seine Haftstrafe verbüßt hatte und in den Gazastreifen zurückgekehrt war. Bereits 2014 befehligt er ein Gefecht mit einer israelischen Militäreinheit, bei dem sechs Soldaten starben. Er bringt es bis zum Kommandeur eines der wichtigsten Bataillone.



An dem Angriffsplan, den die Hamas am 7. Oktober durchexerziert, arbeitet sie seit zehn Jahren. Und er ist nicht einmal ein Geheimnis. Schon 2014 erfährt der israelische Inlandsgeheimdienst, dass elf Hamas-Kämpfer in Malaysia trainieren, mit Gleitschirmen aus der Luft Menschen anzugreifen. Später wird das auch im Gazastreifen geübt. Im selben Jahr berichtet die Zeitschrift *Vanity Fair* über einen Angriff der Hamas, den die israelische Armee vereitelt habe. Sie zitiert einen israelischen Offizier mit den Worten: »Die Hamas hatte einen Plan für eine simultane, koordinierte Überraschungsattacke innerhalb Israels. Sie planten, 200 bis an die Zähne bewaffnete Terroristen gegen die Zivilbevölkerung loszuschicken.« Wenig später schreibt die *New York Times*, die Hamas habe im Gazastreifen eine israelische Siedlung nachgebaut. Ein Video zeige, wie sich Kämpfer langsam vorarbeiten, Granaten durch die Türen werfen und dann in die Häuser eindringen. 2015 meldet die *Jerusalem Post*, die Hamas plane, mit Dutzenden Kämpfern einen Kibbuz anzugreifen und die Bewohner zu töten oder als Geiseln zu nehmen. Noch wenige Wochen vor dem 7. Oktober finden in der nachgebauten Siedlung umfangreiche Manöver statt, die Hamas postet ein Video davon auf Social Media.

Erst nach dem Terrorangriff wird bekannt, dass ein israelischer Technik-Freak, der 40-jährige Refael Hayoun, mit selbst installierten Antennen wiederholt Funksprüche der Hamas abhörte. So bekam er mit, wie im Gazastreifen Angriffe simuliert wurden. Am 30. November 2021 zum Beispiel trainierten Kämpfer offenbar die Attacke auf einen israelischen Panzer. »Allah ist groß«, hört man eine Stimme jubeln, als die Aktion gelingt und die fiktiven Soldaten als Geiseln genommen werden. Man entführe sie, so die Stimme weiter, »um die Gefangenen in den Gefängnissen der Besatzer zu befreien«. Hayoun sagt, er habe solche Funksprüche stets mitgeschnitten und an die Armee weitergeleitet.

Letztlich machte die Hamas nie einen Hehl aus ihrem Vorhaben. Im Jahr 2021 ließ sie eine TV-Serie mit dem Titel »Faust der Freien« produzieren. Sie handelt von einer der Hamas nachempfundenen Gruppierung im Gazastreifen, die Israel angreift. Auch hier werden zur Ablenkung Raketen abgeschossen und Überwachungskameras ausgeschaltet, um einen Überraschungsangriff auf einen Militärstützpunkt hinter der Grenze zu ermöglichen.



Als Urheber des realen Plans gelten Jahia Sinwar, Chef der Hamas im Gazastreifen, und Mohammed Deif, ihr militärischer Führer. Sinwar saß mehr als 20 Jahre in israelischer Haft. Im Gefängnis lernte er Hebräisch, las alles über israelische Politik, was er finden konnte. Er studierte Israel regelrecht – und forschte nach Schwachpunkten.

Mohammed Deif entscheidet seit Jahrzehnten, wann und wo die Hamas zuschlägt. Sieben Mal hat Israel versucht, ihn zu töten. Seine Frau, seine Tochter und sein Sohn starben dabei, er selbst überlebte.

Warum sehen die beiden Anführer gerade am 7. Oktober den rechten Zeitpunkt gekommen, ihr Vorhaben umzusetzen?

Die Hamas behauptet, sie sei lediglich einem bevorstehenden Schlag Israels gegen die Miliz zuvorgekommen. Dafür gibt es keine Hinweise. Wahrscheinlicher ist, dass es Sinwar und Deif darum ging, die diplomatische Annäherung zwischen Israel und Saudi-Arabien zu sabotieren. Dass sie auf die von der Regierung Netanjahu geplante Verschlechterung der Haftbedingungen palästinensischer Häftlinge in Israel reagieren wollten. Und dass sie erkannten, wie gespalten – und dadurch mutmaßlich geschwächt – die israelische Gesellschaft wegen der von Netanjahu vorangetriebenen Justizreform war.

Wichtige Teile ihres Plans hat die Hamas über Jahre in einem rund 40 Seiten langen Text zusammengeführt. Selbst dieses Dokument lag den Israelis laut einem Bericht der *New York Times* seit Herbst 2022 vor. Unter dem Namen »Jericho Walls« kursierte es in den Sicherheitsbehörden. Die ZEIT konnte verifizieren, dass auch in diesem Dokument steht: Ein Raketenhagel soll den Angriff einleiten, Drohnen sollen die Kameras und Maschinengewehre ausschalten, Kämpfer sollen auf Motorrädern, mit Gleitschirmen und zu Fuß nach Israel eindringen. »Der grundsätzliche Plan«, sagt Yoram Schweitzer vom israelischen Institute for National Security Studies, »war seit spätestens 2016 bekannt, wir haben ihn gesehen.« Dies wurde später vom ehemaligen Verteidigungsminister Avigdor Lieberman bestätigt.

Seither hat die Hamas den Plan in einem Punkt modifiziert: Ursprünglich sollten die Terroristen durch Tunnel auf israelisches Gebiet gelangen. Als Israel seine



Grenzanlagen 2019 mit einer unterirdischen Barriere ausstattete, verschob sich der Fokus auf das Durchbrechen des Zauns.

Obwohl das Vorhaben also längst kein Geheimnis mehr war, konnte die Hamas den Angriff in die Tat umsetzen. Warum?

Die Erklärung liegt darin, dass Israel sich selbst überschätzte – und die Hamas unterschätzte. So gelang es der Hamas zum Beispiel, die israelischen Sicherheitsbehörden zu täuschen. Auf Kommunikationskanälen, von denen Hamas-Kommandeure wussten, dass Israel sie abhört, taten sie so, als seien sie zerstritten oder als hätten sie kein Interesse an einer Eskalation. Dies passte gut zu der von Premierminister Netanjahu und seinem Umfeld verbreiteten Erzählung, die israelische Abschreckung gegenüber der Hamas sei ein voller Erfolg. Es passte so gut, dass es selbst in den Sicherheitsbehörden kaum noch hinterfragt wurde.

Zumal sich die Israelis bestens geschützt wähnten: Die Grenzanlage rund um den Gazastreifen galt als unüberwindbar. »Diese Barriere wird Terroristen daran hindern, von Gaza aus auf dem Landweg in unser Gebiet einzudringen«, versprach Netanjahu im Jahr 2019. Die israelischen Sicherheitsbehörden trauten es der Hamas schlicht nicht zu, den Zaun an mehr als ein oder zwei Stellen zu durchbrechen. Nur Wochen vor dem 7. Oktober, berichten israelische Medien, habe ein hochrangiger Offizier den möglichen Großangriff als »Hirngespinnst« bezeichnet.

Eine fatale Fehleinschätzung. Am 7. Oktober wird aus dem Plan Realität. Die Hamas-Kämpfer ermorden, vergewaltigen und entführen Menschen an mehr als 20 Orten in Israel.

In Kfar Aza verbrennen sie gefesselte Zivilisten.

In Nir Os nehmen sie 75 Menschen als Geiseln.

In Sikim erschießen sie Badende am Strand.

In Ofakim, einer Stadt mit 34.000 Einwohnern, begeben sie sich gezielt in ältere Viertel, in denen die Häuser keine Schutzräume haben. Während noch immer Raketen fliegen, noch immer Sirenen heulen, rennen viele Menschen ins Freie, um zu einem



öffentlichen Bunker zu gelangen – und den Terroristen damit genau vor die Schnellfeuergewehre.

Der Angriff auf Ofakim wirft Fragen auf. Kein anderes Ziel ist so weit vom Gazastreifen entfernt – mehr als 20 Kilometer Luftlinie. Bei einigen getöteten Kämpfern werden Landkarten und Proviant für mehrere Tage gefunden. Wollte die Hamas womöglich noch weiter nach Israel eindringen? War ein Vorstoß bis ins Westjordanland geplant, um eine symbolische Verbindung zwischen den beiden getrennten Palästinensergebieten herzustellen? Bis heute gibt es darauf keine klare Antwort.

Die Armee

Um 7.46 Uhr, eine Stunde und 16 Minuten nach dem Beginn des Angriffs, meldet die israelische Armee auf X, vormals Twitter: »Terroristen aus Gaza haben Israel infiltriert«. Nahezu zeitgleich werden im Hauptquartier bei Tel Aviv erste Befehle ausgegeben: Alle Notfallkräfte sollen in den Süden des Landes aufbrechen. Um 10.21 Uhr erklärt Verteidigungsminister Joaw Galant: Israel befindet sich im Krieg.

Die israelische Armee ist die bestausgebildete und bestausgerüstete im Nahen Osten. Sie zählt 169.500 Soldaten und kann auf rund 400.000 Reservisten zurückgreifen. Sie verfügt über Kampffjets, Hubschrauber und Panzer. Die Kämpfer der Hamas dagegen führen eine Art Doppelleben, sie sind Bäcker, Lehrer, Mechaniker. An der Waffe trainieren sie meist nur an zwei oder drei Tagen im Monat.

Trotzdem gelingt es der Hamas, die israelische Armee über Stunden auszumanövrieren. Weil ihre Kämpfer nicht nur die Kaserne in Nahal Os einnehmen, sondern auch eine zweite, noch wichtigere Militärbasis in der Region, den Stützpunkt in Re'im.

Der Angriff auf die Basis in Nahal Os, auf die »Augen der Armee«, lässt das Militär gewissermaßen erblinden. Der Angriff auf den Stützpunkt in Re'im ist noch folgenreicher. Denn hier ist die sogenannte Gaza-Division stationiert, die alle militärischen Operationen der Armee rings um den Gazastreifen koordiniert.

Auch in Re'im sind wegen des Feiertages weit weniger Soldaten als gewöhnlich. Viele von ihnen schlafen noch, als der Angriff beginnt, einige werden in ihren Betten



erschossen. Schon vor zehn Uhr hat die Hamas die Basis unter ihre Kontrolle gebracht. Die Folge: ein nahezu kompletter Zusammenbruch der militärischen Kommunikation. Niemand ist mehr in der Lage, Truppenbewegungen sinnvoll zu steuern.

Das folgende Chaos ist unvorstellbar. Befehlsketten zerbröseln. Armeeeinheiten bekommen verzweifelte Anweisungen: Bewaffnet euch und zieht in den Kampf. Andere setzen sich ohne Order in Bewegung. Manche Soldaten verlassen ihre Einheiten und machen sich eigenmächtig auf den Weg, nachdem sie private Nachrichten von Angehörigen bekommen haben, die in den angegriffenen Kibbuzim um Hilfe flehen.

Aber die Terroristen haben wichtige Zufahrtswege blockiert, greifen aus dem Hinterhalt an, verwickeln die heranrückenden israelischen Soldaten in stundenlange Gefechte. Jede Straße muss erst mühsam freigekämpft werden.

Um 10.52 Uhr gibt die Luftwaffe bekannt, dass sie Hamas-Ziele im Gazastreifen bombardiert, aber noch um 12 Uhr ist das Lagebild des Oberkommandos unscharf. Die Einschätzung: 200 Hamas-Kämpfer seien in Israel unterwegs, in Wahrheit sind es wohl 15-mal so viele. Niemand ahnt, wie viele Menschen da bereits tot sind. »Wir standen dem Angriff, der bestens geplant war, hilflos gegenüber«, sagt ein Armeekommandeur, der anonym bleiben will, der ZEIT.

So dauert es fast fünf Stunden, bis die Bewohner des Kibbuz Nahal Os erstmals die Rotorblätter eines Armeehubschraubers hören. In einigen Kibbuzim kommt die Rettung erst nach zwölf oder gar zwanzig Stunden. Noch tagelang kämpfen israelische Soldaten gegen die Angreifer. Sie töten rund 1.500 von ihnen, nehmen Hunderte fest. Trotzdem ist es eine katastrophale Niederlage. Die Geheimdienste haben den Plan der Hamas nicht ernst genommen. Und die Armee konnte den Angriff nicht stoppen.

Chan Junis

An der Ecke Jerusalemstraße und Straße der Rückkehr, einem Platz im Zentrum der Stadt Chan Junis im Süden des Gazastreifens, drängen sich am Mittag des 7. Oktober Hunderte Menschen. Sie bejubeln die aus Israel zurückkehrenden Terroristen.

Ein weißer Toyota-Pick-up rollt zwischen den Massen hindurch, zieht eine Runde um den Kreisverkehr. Zwei Bewaffnete sitzen auf der Ladefläche, neben sich die halb nackten Körper zweier vermutlich schon toter Männer. Menschen umringen den Pick-



up, rennen hinterher, brüllen, winken, recken ihre Handys in die Höhe, um die makabre Fahrt zu filmen. Manche spucken auf die leblosen Körper, schlagen auf sie ein, mit Fäusten, mit Holzlatten.

Ein Foto zeigt vier palästinensische Jungen, sie sind vielleicht acht oder zehn Jahre alt. Einer dreht sich weg von dem grausigen Schauspiel. Den drei anderen steht das Entsetzen im Gesicht. Doch sie sind die Ausnahme.

Weitere Wagen mit Leichen und Geiseln rollen an diesem Tag durch Chan Junis, auch durch Gaza-Stadt. Die ZEIT konnte ihre Fahrten mithilfe von Videos und Fotos verifizieren.

Auf die Terroristen folgen die Plünderer, die in den israelischen Dörfern und Kibbuzim Fahrräder, Fernseher und Lebensmittel erbeutet haben. Manche bringen auch geraubte Saftpressen und Golfcarts in den Gazastreifen.

Im Januar wird die Hamas ein Pamphlet veröffentlichen, in dem sie ihre angeblichen Beweggründe für das Massaker benennt: die »Judaisierung« der Al-Aksa-Moschee in Jerusalem, die Lage der palästinensischen Gefangenen, die Blockade des Gazastreifens, Siedlergewalt im Westjordanland. Der 7. Oktober sei schlicht »eine normale Antwort«. Ihre Kämpfer seien »diszipliniert« vorgegangen, es seien nur Soldaten und Bewaffnete angegriffen worden. Aber eventuell seien »einige Fehler« passiert. Solche Worte sind wohl der Versuch der Hamas, dem weltweiten Entsetzen über die Gräueltaten etwas entgegenzusetzen.

Dabei ist der 7. Oktober der wohl am besten dokumentierte terroristische Anschlag der Geschichte. Die Hamas-Kämpfer, ausgestattet mit GoPro-Kameras, filmen ihre Gräueltaten. Schon kurz nach Beginn des Überfalls postet die Hamas auf Telegram Videos von Morden. Die Menschen im Gazastreifen machen Aufnahmen mit ihren Handys. Auch die Überwachungskameras in den Kibbuzim liefern Bilder, genau wie Dashcams in Autos. Manche Aufnahmen sind grausam und kaum zu ertragen. Andere Szenen sind banal, fast harmlos und machen gerade deshalb das Geschehen dieses Tages greifbar. Eines Tages, an dem sich die Männer der Hamas über Stunden nahezu ungehindert bewegen können.



Kurz nach Sonnenaufgang warten zwei Hamas-Kämpfer an einem Sammelpunkt. Einer der beiden sagt: »Großartiges Wetter!«

Nach dem Durchbruch am Zaun prahlt ein Terrorist vor Schaulustigen: »Wir haben das gemacht!«

Am Vormittag laufen zwei Angreifer durch einen Kibbuz und suchen jemanden zum Erschießen. Sie töten einen Hund. Einer der beiden blickt durch die Jalousien eines Hauses, in dem ein Fernseher läuft. Ungläubig ruft er: »Das sind wir, im Fernsehen, unsere Leute!«

In den Tagen und Wochen nach dem 7. Oktober wird die israelische Armee den Gazastreifen immer wieder bombardieren. Ihr Ziel ist die Vernichtung der Hamas. Zehntausende Menschen, Hamas-Leute und Zivilisten, sterben in einem Krieg, der bis heute anhält. Auch Wissam Farhat, der die Angriffe auf die Militärbasis und den Kibbuz Nahal Os kommandierte, wird von der Armee getötet.

Anfang Dezember sagt ein anderer Hamas-Funktionär in der libanesischen Hauptstadt Beirut der ZEIT: »Wir zahlen einen hohen Preis für den 7. Oktober.« Er selbst habe mehrere Angehörige und Freunde in Gaza verloren. »Aber wir haben es geschafft, die Welt daran zu erinnern, was den Palästinensern widerfährt.«

Möglich, dass die Hamas als Organisation am Ende dieses Krieges nicht mehr existiert. Dennoch ist sie überzeugt, die Unbesiegbarkeit der israelischen Armee als Mythos entlarvt zu haben. Andere terroristische Gruppen wie die Hisbollah teilen diese Ansicht. Und selbst wenn es gelingen sollte, die Hamas zu zerschlagen – wird sie dann wirklich verschwinden? Ihre Funktionäre gehen davon aus, dass sie unzerstörbar ist. Dass eine Wiedergeburt möglich ist, solange nur ein paar Hundert ihrer Mitglieder und Sympathisanten überleben. Wie alle Islamisten denkt die Hamas-Führung in Generationen.

Supernova-Festival

Es sind Menschen wie der Israeli Rami Davidian, die an diesem Tag zu Helden werden. Davidian, 58 Jahre alt, ein Hüne mit Lachfalten im Gesicht, ist Benzinhändler. Er lebt in einem Dorf in der Nähe der Militärbasis von Re'im, er hat keinerlei Kampferfahrung, besitzt keine Waffe.



Nicht weit von Re'im findet in der Nacht vom 6. auf den 7. Oktober das Supernova-Musikfestival statt. Rund 3.500 Frauen und Männer tanzen dem Sonnenaufgang entgegen. Der Gazastreifen ist nur fünf Kilometer entfernt. Als auch hier die Sirenen heulen, laufen die Festivalbesucher zu ihren Autos, versuchen zu fliehen. Doch auf der Straße warten schon Terroristen mit Gewehren und Handgranaten auf sie. Anders als die Kibbuzim und die Militärbasen taucht das Festival in den Einsatzplänen der Hamas nicht auf. Aber die Musik könnte aus dem Gazastreifen zu hören gewesen sein, vielleicht sind die Angreifer so auf dieses Ziel gekommen, oder die Gleitschirmflieger haben es gemeldet.

Davidian weiß nichts von dem Angriff, als um 6.45 Uhr sein Telefon klingelt. Ein ebenfalls ahnungsloser Freund ist dran: ob er den Sohn eines anderen Freundes einsammeln könne? Der stecke in der Gegend fest. Klar, sagt Davidian. Er sei bald zurück, ruft er seiner Frau zu, steigt in seinen Wagen, fährt los – und sieht Raketen. Hunderte junge Leute laufen ihm entgegen. Sie schreien: »Terroristen, Terroristen!«

Davidian quetscht zehn, fünfzehn Leute in sein Auto, in den Kofferraum, auf das Dach, er findet sogar den jungen Mann, den er eigentlich gesucht hat, bringt sie alle zu sich nach Hause. Unter den weit entfernten Eltern der Festivalbesucher spricht sich herum, dass da einer ist, der ihre Kinder rettet. Sie schicken ihm Standorte ihrer Söhne und Töchter, flehen ihn an, auch sie rauszuholen. Davidian ruft seinen Schwiegersohn an, damit er helfen kommt.

Dann fährt er zurück. In Richtung der Angreifer.

Die Terroristen jagen und schießen die Menschen auf dem Festival wie Wild. Es ist der Ort, an dem mutmaßlich die meisten sexuellen Verbrechen begangen werden. Verstreut über das Festivalgelände werden später die Leichen junger Frauen gefunden, die Beine gespreizt, der Unterleib entblößt. Gefangen genommene Täter werden in Verhören aussagen, es sei Teil ihres Auftrags gewesen, Frauen zu vergewaltigen.

Davidian liest die Gejagten in ihren Verstecken in Straßengraben und hinter Büschen auf, bringt sie in Sicherheit, kehrt wieder um. Eine Frau kann er retten, indem er den Terroristen auf Arabisch weismacht, er sei einer von ihnen, sie müssten hier weg,



die israelische Armee sei im Anmarsch. Dann wieder gerät er unter Beschuss, macht trotzdem weiter.

Sein Schwiegersohn trifft ein, andere Freiwillige stoßen mit ihren Wagen dazu. Die Geretteten bringen sie in Davidians Haus, seine Frau versorgt sie. Davidian isst nicht, trinkt nicht, er fährt nur hin und her, obwohl er von Sonntagabend an nur noch Leichen bergen kann.

Am Ende sind 378 Festivalbesucher tot, 38 als Geiseln in den Gazastreifen entführt. Insgesamt werden am 7. Oktober mehr als 1.100 Menschen ermordet und 250 verschleppt. An einem einzigen Tag tötet die Hamas mehr Menschen als bei allen Anschlägen seit ihrer Gründung 1987 zusammen.

Aber rund 750 Menschen, schätzt Rami Davidian, können er und seine Mitstreiter retten. Auch anderswo machen sich Zivilisten auf den Weg, als sie das Ausmaß des Angriffs begreifen, kämpfen, helfen, retten Leben. Und überleben selbst nicht immer.

Zwei Tage später, am Montagabend, erzählt Davidian, sei er zusammengebrochen, habe nur noch geweint. Heute erkennen ihn ständig Menschen auf der Straße, egal wo er hinkommt, in Haifa, Tel Aviv, Jerusalem. Sie sagen ihm: Du hast mir das Leben gerettet. Aber einmal sagte auch jemand: Meine Schwester hast du leider nicht retten können.

Fragt man Rami Davidian, was ihm Kraft gibt, dann sagt er: Dass die Geretteten irgendwann vielleicht Kinder und Enkelkinder haben werden. »So viel Leben, das jetzt weitergeht«, sagt er. An diesem Gedanken versuche er sich festzuhalten.